

Aus Freude am Lesen

Vor dem Haus seiner unehelichen Tochter wird Maximilian Ophuls, dem ehemaligen US-Botschafter in Indien, von seinem muslimischen Chauffeur die Kehle durchgeschnitten. Was aussieht wie ein politisch motiviertes Attentat, ist ein zutiefst persönliches Drama. Dies ist die Geschichte von Max, von seinem Mörder und seiner Tochter – und von einer Frau, die am Anfang von allem steht. Die Geschichte einer tiefen Liebe, die verheerend endet. Eine Geschichte, die bis nach Kaschmir führt. Ein verlorenes Paradies auf Erden mit Pfirsichhainen und Honigbienen, Bergen und Seen, grünäugigen Frauen und mörderischen Männern, wo Menschen entwurzelt werden und Namen sich auf einmal ändern – nichts bleibt, wie es ist, und doch ist alles miteinander verbunden.

SALMAN RUSHDIE, 1947 in Bombay geboren, studierte in Cambridge Geschichte. Mit seinem Roman *Mitternachtskinder* wurde er weltberühmt. Seine Bücher erhielten renommierte internationale Auszeichnungen, u. a. den Booker Prize, und sind in zahlreiche Sprachen übersetzt. 1996 wurde ihm der Aristeion-Literaturpreis der EU für sein Gesamtwerk zuerkannt. 2008 schlug ihn die Queen zum Ritter.

Salman Rushdie

Shalimar der Narr

Roman

Deutsch von Bernhard Robben

btb

Die Originalausgabe erschien 2005 unter dem Titel *Shalimar the Clown* bei Jonathan Cape, London.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *PamoHouse* liefert
Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe März 2012,

Copyright © der Originalausgabe 2005, Salman Rushdie

All rights reserved

Copyright © dieser Ausgabe 2012 by btb Verlag in der Verlags-
gruppe Random House GmbH, München

Alle Rechte an der Übersetzung ins Deutsche bei Rowohlt Verlag
GmbH Reinbek bei Hamburg

Redaktion: Judith Schwaab

Umschlaggestaltung: semper smile, München, nach dem Entwurf
von © Allison Saltzman

Umschlagfoto: © Marc Yankus

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

UB · Herstellung: BB

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74338-4

www.btb-verlag.de

Besuchen Sie unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de.

In liebevoller Erinnerung
an meine kaschmirischen Großeltern
Dr. Atullah und Amir un nissa Butt
(Babajan und Ammaji)

Auf einem Höllenfluss werde ich durch das Paradies gerudert:
Erlesener Geist, es ist Nacht.
Das Paddel ist ein Herz; es bricht die Wellen aus Porzellan ...

... Ich bin alles, was du verloren hast. Du wirst mir nicht vergeben.
Meine Erinnerung kommt deiner Geschichte ins Gehege.
Es gibt nichts zu vergeben. Du wirst mir nicht vergeben.
Selbst vor mir verberge ich meinen Schmerz. Nur mir selbst
offenbare ich meinen Schmerz. Alles muss vergeben werden.
Du wirst mir nicht vergeben.
Hättest du mir doch nur irgendwie gehören können,
Was wäre nicht auf dieser Welt möglich gewesen?

Agha Shahid Ali
The Country without a Post Office

Zum Teufel beider Sippschaft!

Mercutio in: *Romeo und Julia*
William Shakespeare



India



MIT VIERUNDZWANZIG JAHREN schlief die Tochter des Botschafters in den warmen, ereignislosen Nächten schlecht. Sie wachte oft auf, und selbst wenn der Schlaf sie schließlich überkam, gab ihr Körper nur selten Ruhe, warf sich hin und her und schlug um sich, als versuchte er, sich von grausamen, unsichtbaren Handschellen zu befreien. Manchmal schrie sie ängstlich in einer ihr unbekanntem Sprache. Das hatten ihr Männer nervös gestanden. Nicht, dass es vielen Männern erlaubt gewesen wäre, bei ihr zu sein, wenn sie schlief. Die Zahl der Beweise war folglich begrenzt, Übereinstimmungen gab es selten, doch zeichnete sich ein Muster ab. Sie klinge guttural, hieß es in einem Bericht, knacklautig, als spräche sie arabisch. Tausendundeine-Nacht-Arabisch, die Traumzunge Scheherazades, dachte sie. Ein anderer nannte ihre Worte science-fiction-haft, klingonisch, als räusperte sich jemand in einer fernen Galaxie. Wie die von einem Geist besessene Sigourney Weaver in *Ghostbusters*. Aus einer Forscherlaune heraus beschloss die Tochter des Botschafters eines Abends, ein Tonband neben ihrem Bett laufen zu lassen, doch die vertraute und zugleich fremde Totenkopfhässlichkeit der Stimme auf der Kassette erschreckte sie dermaßen, dass sie die Aufnahme löschte, ohne damit etwas Wichtiges zu zerstören. Die Wahrheit blieb auch weiterhin die Wahrheit.

Diese unruhigen Phasen des Schlafredens waren zum Glück sehr kurz, und sobald sie endeten, versank sie für eine Weile schwitzend und keuchend in traumloser Erschöpfung. Dann schreckte

sie wieder hoch und war in ihrer Verwirrung davon überzeugt, dass sich ein Eindringling in ihrem Schlafzimmer befand. Doch es gab keinen Eindringling. Der Eindringling war eine Abwesenheit, ein Negativraum in der Dunkelheit. Sie hatte keine Mutter. Ihre Mutter war bei ihrer Geburt gestorben: So viel hatte ihr die Frau des Botschafters erzählt, und der Botschafter, ihr Vater, hatte es bestätigt. Ihre Mutter war eine Kaschmiri gewesen, und wie das Paradies, wie Kaschmir, war sie in einer Zeit vor aller Erinnerung verloren. (Jeder, der sie kannte, musste sich damit abfinden, dass die Worte «Kaschmir» und «Paradies» für sie identisch waren.) Sie erzitterte vor der Abwesenheit ihrer Mutter, einem leeren Wächterschatten in der Dunkelheit, und wartete auf das zweite Unheil, wartete, ohne zu wissen, worauf sie wartete. Kaum war ihr Vater gestorben – ihr genialer, kosmopolitischer Vater, ein Franko-Amerikaner («wie die Freiheitsstatue», hatte er gesagt), ihr geliebter, unausstehlicher, launischer Vater, dieser oft abwesende, unwiderstehliche Frauenheld –, schief sie tief und fest, als hätte man sie von ihren Sünden freigesprochen, vielleicht sogar von den seinigen. Die Last der Sünde war weitergegeben worden. Sie glaubte nicht an Sünde.

Bis zum Tode ihres Vaters war sie daher keine Frau, mit der es sich leicht schlafen ließ, doch war sie eine Frau, mit der die Männer schlafen wollten. Sie hingegen fand männliches Begehren ermüdend, und der Drang ihres eigenen Begehrens blieb meist ungestillt. Die wenigen Liebhaber, die sie sich nahm, waren auf die eine oder andere Weise unbefriedigend, weshalb sie sich (als wollte sie das Thema damit beenden) bald für einen durchschnittlich hübschen Kerl entschied und seinen Heiratsantrag sogar ernsthaft in Erwägung zog. Doch dann wurde der Botschafter vor ihrer Haustür wie ein Halal-Hühnchen abgeschlachtet, verblutete an einer tiefen Halswunde, die ihm der Täter mit einem einzigen Hieb seiner Klinge beigebracht hatte. Am helllichten Tag! Was musste die Waffe geglitzert haben in der goldenen Morgensonne,

diesem täglichen Segen oder auch täglichen Fluch dieser Stadt. Die Tochter des Ermordeten war eine Frau, die gutes Wetter hasste, doch die meiste Zeit des Jahres bot ihr die Stadt kaum etwas anderes, und sie musste sich mit langen, monotonen Monaten schattenlosen Sonnenscheins und trockener, schrundiger Hitze abfinden. An jenen seltenen Vormittagen jedoch, an denen sie aufwachte und der Himmel sich bedeckt zeigte, an denen eine Ahnung von Feuchtigkeit in der Luft hing, räkelte sie sich verschlafen in ihrem Bett, krümmte den Rücken und war für einen Moment froh, gar voller Hoffnung. Bis zum Mittag aber waren die Wolken unweigerlich fortgebrannt, und dann war es wieder da, dieses unehrliche Kinderzimmerblau des Himmels, das die Welt kindlich und rein aussehen ließ, und das grelle, unhöfliche Gestirn, das sie belästigte wie das zu laute Lachen eines Mannes in einem Restaurant.

In solch einer Stadt, so schien es, konnte es keine Grauzonen geben. Ohne alle Zweideutigkeit waren die Dinge, was sie waren, und nichts sonst, ihnen fehlten die Feinheiten von Nieselregen, Kälte und Schatten. Unter dem prüfenden Blick einer solchen Sonne blieb kein Platz, um sich zu verbergen. Überall waren die Menschen zur Schau gestellt, ihre spärlich bekleideten Körper glänzten im Sonnenlicht und erinnerten an Reklametafeln. Keine Geheimnisse, keine Tiefe, nur Oberfläche und Enthüllungen. Doch lernte man die Stadt erst kennen, entdeckte man, dass diese banale Klarheit einer Illusion gleichkam. Die Stadt war nichts als Verrat und Täuschung, eine sich rasant wandelnde, treibsandige Metropole, die ihre wahre Natur verbarg, die sich bedeckt hielt und trotz aller unübersehbaren Nacktheit verschwiegen gab. An einem solchen Ort brauchten selbst die Kräfte der Zerstörung nicht länger den Schutz der Dunkelheit. Sie brannten aus der morgendlichen Helligkeit heraus, blendeten das Auge und erdolchten die Menschen mit scharfem, tödlichem Licht.

Sie hieß India, Indien also. Und ihr gefiel der Name nicht.

Man hieß doch nicht Australien oder Uganda, Inguschetsien oder Peru. Mitte der sechziger Jahre war Max Ophuls, ihr Vater (Maximilian Ophuls, aufgewachsen im französischen Straßburg zu einer früheren Zeit dieser Welt), Amerikas beliebtester und später skandalträchtigster Botschafter in Indien gewesen, doch das war kein Grund; schließlich hießen Kinder nicht Herzegowina, Türkei oder Burundi, nur weil ihre Eltern diese Länder besucht und sich dort womöglich danebenbenommen hatten. Sie war im Osten gezeugt worden – unehelich gezeugt und mitten in jenen Proteststurm hineingeboren, der die Ehe ihres Vaters durcheinander wirbelte und zerstörte und seine diplomatische Karriere beendete –, doch wenn das eine ausreichende Entschuldigung sein sollte, wenn es in Ordnung wäre, einem den Geburtsort um den Hals zu hängen wie einen Albatros, wäre die Welt voll mit Männern und Frauen, die Euphrat, Pisgah, Iztaccihuatl oder Woolloomooloo hießen. Mist, aber in Amerika war diese Art der Namensgebung nicht unbekannt, was ihre Argumente ein wenig verwässerte und sie richtig wütend machte. Nevada Smith, Indiana Jones, Tennessee Williams, Tennessee Ernie Ford: Ihnen allen schleuderte sie mit gestrecktem Mittelfinger lautlose Flüche entgegen.

«India» klang für sie immer noch falsch, exotisch, kolonial, ein Name, der die Aneignung einer Realität andeutete, die ihr nicht gehören konnte; und sie beharrte darauf, dass er sowieso nicht zu ihr passte, dass sie sich nicht wie Indien fühlte, obwohl ihre Haut von satter, tiefdunkler Farbe war, das lange Haar schimmernd und schwarz. Sie wollte nicht riesig sein, nicht subkontinental, exzessiv, vulgär oder explosiv, übervölkert, alt, lärmend, mystisch oder irgendwie Dritte Welt. Ganz im Gegenteil. Sie gab sich diszipliniert, gepflegt, nuanciert, vergeistigt, ungläubig, verhalten und gelassen. Sie sprach mit englischem Akzent, tat nicht heißblütig, sondern kühl. Das war der Charakter, den sie wollte, den sie mit großer Entschlossenheit für sich geschaffen hatte. Und es war die einzige Seite ihrer selbst, die man in Amerika – ihren Vater und

jene Liebhaber ausgenommen, die sie mit ihren nächtlichen Neigungen vertrieb – von ihr kannte. Was ihr Innenleben betraf, ihre von Gewalt geprägte englische Geschichte, den unterschlagenen Bericht über gestörtes Verhalten, die Jahre der Kriminalität, die verborgenen Geschehnisse ihrer kurzen, doch ereignisreichen Vergangenheit, so standen diese Dinge nicht zur Debatte und interessierten die breite Öffentlichkeit auch nicht (oder jedenfalls nicht mehr). Heutzutage hatte sie sich fest im Griff. Das Problemkind in ihr wurde durch ihre Freizeitbeschäftigungen sublimiert, durch die wöchentlichen Boxstunden in Jimmy Fishs Boxclub auf dem Santa Monica Boulevard, Ecke Vine Avenue, in dem bekanntermaßen auch Tyson und Laila Ali trainierten und wo die kalte Wut ihrer Schläge dafür sorgte, dass die männlichen Boxer ihr Training unterbrachen, um ihr zuzuschauen; durch die zweiwöchentlichen Stunden mit dem Doppelgänger eines Clouseau attackierenden Burt Kwouk, einem Meister in der Nahkampfkunst Wing Chun; durch die sonnengebleichte, schwarz ummauerte Einsamkeit von Saltzmanns Schießstand Moving Target draußen bei Palms 29, mitten in der Wüste, und – das Allerbeste – durch den Unterricht im Bogenschießen in Downtown Los Angeles, unweit vom Elysian Park, dem Geburtsort der Stadt, wo ihre neue Begabung zu rigider Selbstbeherrschung, die sie erlernt hatte, um zu überleben, sich zu verteidigen, zum Angriff eingesetzt werden durfte. Wenn sie ihren goldenen, olympischen Anforderungen genügenden Bogen spannte, den Druck der Sehne an ihren Lippen spürte, gelegentlich den Pfeilschaft mit der Zungenspitze berührte, dann merkte sie, wie eine Erregung sie überkam, und sie fühlte, wie es heiß in ihr aufstieg, während die für diesen Schuss zugestandenen Sekunden der Null entgegnetickten, bis sie den Pfeil endlich fliegen ließ, sein lautloses Gift entfesselte und den fernen dumpfen Aufschlag genoss, mit dem das Geschoss ins Ziel traf. Pfeil und Bogen waren ihre Lieblingswaffen.

Ihrer Beherrschung unterwarf sie auch die seltsamen Gesichte,

den plötzlich so fremden Blick, der kam und ging. Wenn ihre hellen Augen Dinge anders sahen, machte ihr robuster Verstand die Veränderungen rückgängig. Bei diesen Turbulenzen verweilte sie nicht gern, sie redete auch nie über ihre Kindheit und behauptete, sich an ihre Träume nicht erinnern zu können.

An ihrem vierundzwanzigsten Geburtstag kam der Botschafter an ihre Tür. Er klingelte, und sie schaute von ihrem Balkon im vierten Stock hinab und sah ihn in der Hitze in seinem unmöglichen Seidenanzug wie einen französischen Sugardaddy warten. Noch hielt er Blumen in der Hand. «Man wird dich für meinen Lover halten», rief India zu Max hinunter, «für einen alten Knilch, der sich an kleinen Mädchen vergreift!» Sie brachte den Botschafter gern in Verlegenheit, und ihr gefiel es, wenn er die Stirn in gequälte Falten legte, die rechte Schulter zum Ohr hochzog, während die Hand sich hob, als wollte sie einen Schlag abwehren. Sie sah ihn, wie er durch das Prisma ihrer Liebe in alle Regenbogenfarben gebrochen wurde, sah ihn, wie er unter ihr auf dem Bürgersteig stand und in die Vergangenheit entwich, wie jeder Moment vor ihren Augen vorbeizog, auf immer verloren und nur im Weltall in der Gestalt flüchtiger Lichtstrahlen überdauernd. Das nämlich ist der Verlust, der Tod: eine Flucht in die luminöse Wellenform, in die unfassbare Geschwindigkeit von Lichtjahren und Sternweiten, die ewig sich ausdehnenden Entfernungen des Kosmos. Eines Tages würde am Rande des bekannten Universums ein unvorstellbares Geschöpf das Auge ans Teleskop pressen und Max Ophuls in einem Seidenanzug kommen sehen, Geburtstagsrosen in der Hand, auf immer vorangetragen von den Flutwellen des Lichts. Augenblick um Augenblick verließ er sie, wurde zum Botschafter einer solch unvorstellbar fernen Fremde. Sie schloss die Augen und schlug sie wieder auf. Nein, er war keine Milliarde Meilen weit fort in kreisenden Galaxien. Er war hier, wirklich und wahrhaftig, auf der Straße, in der sie wohnte.

Er fand seine Haltung wieder. Eine Frau im Jogginganzug bog

um die Ecke der Oakwood und trabte auf ihn zu, taxierte ihn, fällte, wie heutzutage üblich, ihr schnelles Urteil über Sex und Geld. Er war einer der Architekten der postmodernen Welt, ihrer internationalen Strukturen, ihrer anerkannten ökonomischen und diplomatischen Konventionen. Selbst in seinem fortgeschrittenen Alter war er noch ein beachtlicher Tennisspieler. Die Vorhand aus der Rückhandecke war seine Überraschungswaffe. Die drahtige Gestalt in langer, weißer Hose, kaum mehr als zehn Prozent Körperfett, konnte noch immer den Platz beherrschen. Er erinnerte an den früheren Champion Jean Borotra, jedenfalls jene wenigen Veteranen, die sich noch an Borotra erinnern konnten. Mit unverhohlenem europäischem Vergnügen starrte er auf die amerikanischen Brüste im Sport-BH der Joggerin. Und bot ihr aus dem enormen Geburtstagsstrauß eine einzelne Rose an, als sie an ihm vorbeilief. Sie nahm die Blume, doch dann sprintete sie davon, über seinen Charme, über die Nähe zu seiner forschen, knisternd kraftvollen Erotik ebenso erschrocken wie über sich selbst. Fünfzehn – null.

Mit der unverfrorenen Lüsterheit zahnloser Greisinnen starrte von den Balkonen des Mietshauses auch so manche Dame aus Mittel- und Osteuropa auf Max herab. Sein Eintreffen galt hier als der Höhepunkt dieses Monats, weshalb die Ladys in voller Stärke angetreten waren. Meist versammelten sie sich an den Straßenecken in kleinen Gruppen oder saßen zu zweit und zu dritt am winzigen Swimmingpool im Hof, tratschten und präsentierten sich schamlos in nicht allzu kleidsamer Bademode. Sie schliefen viel, und wenn sie nicht schliefen, dann jammerten sie. Sie hatten ihre Ehemänner begraben, mit denen sie vierzig, gar fünfzig Jahre eines unbeachteten Lebens verbracht hatten. Krumm und vornübergebeugt, beklagten die alten Frauen nun mit ausdruckslosen Mienen das rätselhafte Geschick, das sie hier stranden ließ, eine halbe Welt entfernt von ihren Herkunftsorten. Sie unterhielten sich in seltsamen Sprachen, die Georgisch, Kroatisch oder

Usbekisch sein mochten. Durch ihren Tod hatten ihre Gatten sie im Stich gelassen. Ihre Männer waren Säulen gewesen, die eingestürzt waren; sie hatten von ihnen verlangt, dass sie sich auf sie verließen, als sie ihre Frauen ihrer vertrauten Umgebung ent-rissen und in dieses schattenlose Lotusland voller obszön junger Menschen brachten, in dieses Kalifornien, in dem der Körper ein Tempel und Ignoranz eine Seligkeit war, um sich dann als unverlässlich zu erweisen, indem sie auf dem Golfplatz vornüberkippten oder mit dem Gesicht voran in eine Schale Nudelsuppe fielen, als wollten sie ihren Witwen zu diesem späten Zeitpunkt ihres Lebens die Unverlässlichkeit des Daseins im Allgemeinen und der Ehemänner im Besonderen offenbaren. Abends sangen die Witwen Lieder aus ihrer Kindheit im Baltikum, auf dem Balkan, in den weiten Steppen der Mongolei.

Auch die alten Männer der Gegend waren allein; manche hausten in verschrumpelten Körpersäcken, die allzu sehr unter der Schwerkraft litten, andere ließen sich gehen, ihre Wangen waren mit grauen Stoppeln bedeckt, die Unterhemden schmutzig, die Hose nicht zugeknöpft, während eine dritte Partei sich fesch anzog, gern mit Fliege und Baskenmütze. Diese piekfeinen Gentlemen bemühten sich immer wieder, die Witwen in Gespräche zu verstricken, doch der traurige Anblick der angeklatschten Haarreste unter den gelüpften Käppis, der gelbliche Glanz der falschen Zähne bewirkte, dass man ihre Mühen unweigerlich und verächtlich ignorierte. Für diese alten Beaus war Max Ophuls ein Affront, das Interesse der Damen an ihm eine Beleidigung. Sie hätten ihn umgebracht, wären sie dazu fähig und nicht zu sehr damit beschäftigt gewesen, sich gegen den eigenen Tod zu wehren.

India sah sie alle, die exhibitionistischen, wollüstigen Greisinnen, die flirtend auf den Veranden ihre Pirouetten drehten, die lauernnden, gehässigen alten Männer. Die uralte russische Hauswirtsfrau Olga Simeonowna, ein knollennasiger, jeansumhüllter Samowar von Frau, grüßte den Botschafter, als käme ein Staats-

oberhaupt zu Besuch. Hätte es im Haus einen roten Teppich gegeben, sie hätte ihn für ihn ausgerollt.

«Lässt Sie warten, Herr Botschafter. Was will man machen, die jungen Leute! Ich sag ja nix, aber eine Tochter, das ist heutzutage viel schwieriger. Ich war nämlich selbst eine Tochter, für die der Papa war wie ein Gott. Kein Gedanke daran, ihn warten zu lassen. Aber ach, heute ist es schwer, Töchter aufzuziehen, und dann lassen sie einen einfach so im Stich. Ich, mein Herr, bin selbst Mutter gewesen, aber für mich sind sie jetzt tot, meine Mädchen. Ich spucke auf ihre vergessenen Namen. So sieht's aus.»

So sprach sie, während sie in der Hand eine knollige Kartoffel drehte. Überall in der Nachbarschaft, ihrer letzten, kannte man sie als Olga-Wolga, und ihren eigenen Auskünften zufolge war sie die einzige noch lebende Nachfahrin der legendären Kartoffelhexen von Astrachan, ganz ehrlich, eine echte Zauberin, die mit der sanften Nachhilfe des Kartoffelzaubers Liebe, Wohlstand oder Eiterbeulen hervorrufen konnte. An jenen fernen Orten und in lang vergangenen Zeiten hatten Menschen sie bewundert und gefürchtet, doch heute saß sie, dank der Liebe eines mittlerweile dahingeschiedenen Matrosen, in West-Hollywood fest, trug überdimensionierte Jeans-Overalls und auf dem Kopf einen feuerroten, weiß gepunkteten Schal, der ihr schütteres weißes Haar bedeckte. In der Hüfttasche steckten Schraubenschlüssel und Kreuzschlitzschraubenzieher. Damals konnte sie deine Katze verfluchen, dich fruchtbar machen oder deine Milch sauer werden lassen. Heute tauschte sie Glühbirnen aus, stierte in kaputte Backöfen und trieb monatlich die Miete ein.

«Was mich angeht, mein Herr», bestand sie darauf, den Botschafter wissen zu lassen, «lebe ich heutzutage nicht in dieser und nicht in der letzten Welt, nicht in Amerika und nicht in Astrachan. Aber auch nicht, das muss ich sagen, in dieser oder der nächsten Welt. Eine Frau wie ich, die lebt dazwischen. Irgendwo zwischen den Erinnerungen und dem Alltagskram. Zwischen gestern und

morgen, im Land verlorener Glückseligkeit und Harmonie, dem Ort abhanden gekommener Ruhe. Das ist nun mal unser Schicksal. Früher habe ich gefunden, alles ist okay. Das finde ich heute nicht mehr. Seitdem kenne ich auch keine Angst mehr vor dem Tod.»

«Auch ich selbst bin Bürger dieses Landes, Madame», unterbrach er sie mit ernster Stimme. «Auch ich habe lang genug gelebt, um mir in ihm ein Wohnrecht zu erwerben.»

Sie war in Sichtweite des Kaspischen Meeres einige Meilen östlich vom Mündungsdelta der Wolga geboren. Was sie davon erzählte, wurde zur Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts, gefärbt von Kartoffelmagie. «Harte Zeiten, natürlich», sagte sie zu den alten Frauen auf ihren Balkonen, zu den alten Männern am Pool, zu India, wann immer und sooft sie das Mädchen zu packen bekam, und jetzt dem Botschafter Max Ophuls am vierundzwanzigsten Geburtstag seiner Tochter. «Armut, natürlich, auch Unterdrückung, Vertreibung, Soldaten, Knechtschaft; heutzutage die Kinder haben es leicht, sie wissen nix, aber Ihnen seh ich an, Sie sind ein Mann von Bildung, der ordentlich herumgekommen ist. Vertreibung, natürlich, Überleben, man muss gewitzt sein wie eine Ratte. Hab ich nicht Recht? Natürlich war da auch ein Mann, der Traum vom Anderswo, eine Ehe, Kinder; sie bleiben nicht, ihr Leben gehört ihnen, sie nehmen es von dir und gehen. Krieg, natürlich, einen Mann verloren, fragen Sie mich nicht, was Kummer ist. Vertreibung, gewiss, Hunger, Betrug, Glück, ein neuer Mann, ein guter Mann, ein Seemann. Dann eine Reise über das Wasser, die Verlockungen des Westens, eine Reise über Land, zum zweiten Mal Witwe, Männer machen's nicht lang, Anwesende ausgeschlossen, sind eben nicht von Dauer. In meinem Leben die Männer waren wie Schuhe. Ich hatte zwei und habe sie beide abgenutzt. Und dann habe ich gelernt, wie man barfuß läuft, könnt man sagen. Aber nie habe ich die Männer gebeten, dass sie was möglich machen. Nein, darum hab ich sie nie gebeten. Was ich

wollte, hab ich bekommen durch das, was ich wusste. Meine Kartoffelkunst, genau. Ob was zu essen, Kinder, Reisepapiere oder Arbeit. Meine Feinde haben verloren, und ich, ich hab glorreich triumphiert. Die Kartoffel ist mächtig, durch sie lässt sich alles erreichen. Aber jetzt kommt das Alter, und selbst die Kartoffel kann die Zeit nicht zurückdrehen. Wir kennen die Welt, stimmt's? Wir wissen, wie es ausgeht.»

Er schickte den Fahrer mit den Blumen nach oben und wartete unten auf India. Der neue Fahrer. Auf ihre achtsame, leidenschaftslose Art bemerkte India, dass er ein attraktiver, gar ein schöner Mann war, um die vierzig, in den Bewegungen so geschmeidig wie der unvergleichliche Max. Er hatte einen Gang, als liefe er auf einem Hochseil. Schmerz lag in seinem Gesicht, und er lächelte nicht, obwohl Lachfalten um die Augenwinkel lagen. Als er sie – unvermutet intensiv – musterte, traf sein Blick sie wie ein Stromschlag. Uniformen waren dem Botschafter nicht wichtig, und der Fahrer trug ein offenes weißes Hemd und Chinos, die Anti-Uniform der Sonnengesegneten in Amerika. In riesigen, bedauernswerten Herden strömten die Schönen in diese Stadt, um zu leiden, sich demütigen zu lassen und zu erleben, dass die mächtige Währung ihrer Schönheit entwertet wurde wie der russische Rubel, der argentinische Peso; um als Hotelpage zu arbeiten, als Bardame, als Müllmann oder als Zimmermädchen. Die Stadt war eine Klippe, und sie waren eine Herde kopflos dahinjagender Lemminge. Am Fuße der Klippe aber lag das Tal der zerbrochenen Puppen.

Mühsam wandte der Fahrer den Blick von ihr ab und schaute zu Boden. Er komme, erwiderte er stockend auf ihre Frage, aus Kaschmir. Ihr Herz tat einen Sprung. Ein Fahrer aus dem Paradies. Sein Haar war ein Gebirgsbach, Narzissen von den Ufern rauschender Flüsse und Pfingstrosen von den Gebirgsweisen wuchsen auf seiner Brust, lugten aus seinem offenen Kragen. Um ihn herum erscholl der raue Klang der *swarnai*. Nein, das war

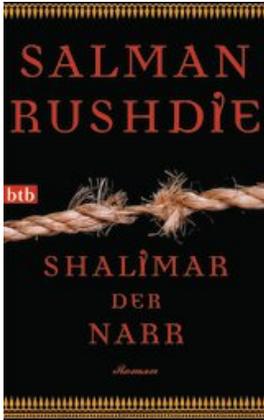
doch lächerlich. Und lächerlich war sie nicht, nie würde sie sich erlauben, in Phantastereien zu versinken. Diese Welt ist real. Die Welt ist, wie sie ist. Sie schloss die Augen und schlug sie wieder auf, und da war der Beweis, der Sieg der Normalität. Der deflorierte Fahrer wartete geduldig am Aufzug, hielt ihr die Tür auf. Sie neigte den Kopf, um ihm zu danken. Ihr fiel auf, dass seine geballten Hände zitterten. Die Tür schloss sich, und sie fuhren nach unten.

Der Name, auf den er hörte, der Name, den er auf ihre Nachfrage nannte, lautete Shalimar. Sein Englisch war nicht besonders gut, kaum hinreichend. Vermutlich hätte er den Ausdruck nicht mal verstanden – kaum hinreichend. Seine Augen waren blau, seine Haut heller als die ihre, das Haar grau mit einer letzten Spur blond. Sie musste seine Geschichte nicht hören, nicht heute. Ein andermal würde sie ihn vielleicht fragen, ob er blaue Kontaktlinsen trug, ob es seine natürliche Haarfarbe war, ob dies seinem persönlichen Stil entsprach oder ob er von ihrem Vater zu diesem Stil gedrängt worden war, hatte der doch sein Leben lang gewusst, wie man sich anderen aufdrängte, und das mit solchem Charme, dass jedermann seine Vorschläge stets für eigene Ideen gehalten hatte. Ihre verstorbene Mutter kam ebenfalls aus Kaschmir. So viel wusste sie immerhin über ihre Mutter, über die sie sonst so wenig wusste (aber allerhand vermutete). Ihr amerikanischer Vater hatte nie einen Führerschein gemacht, kaufte sich aber gern Autos. Daher die Fahrer. Sie kamen und gingen. Natürlich wollten sie berühmt werden. Einmal war der Botschafter ein, zwei Wochen lang von einer hinreißenden jungen Frau gefahren worden, die ihn verließ, um in Fernsehserien aufzutreten. Andere Fahrer erlangten als Tänzer in Musikvideos kurzzeitigen Ruhm. Mindestens zwei von ihnen, ein Mann und eine Frau, machten Karriere beim pornographischen Film, und dann und wann hatte India spätabends in irgendwelchen Hotelzimmern Bilder ihrer nackten Körper gesehen. In Hotelzimmern sah sie sich Pornos an.

Es half ihr einzuschlafen, wenn sie unterwegs war. Auch daheim sah sie sich Pornos an.

Shalimar aus Kaschmir begleitete sie nach unten. Hielt er sich legal im Land auf? Besaß er die nötigen Papiere? Hatte er einen Führerschein? Warum hatte man ihn eingestellt? War sein Penis groß, so groß, dass es sich lohnte, ihn sich spät abends im Hotel genauer anzuschauen? Ihr Vater hatte sie gefragt, was sie sich zum Geburtstag wünschte. Sie schaute den Fahrer an und wünschte sich kurz, eine jener Frauen zu sein, die ihm pornographische Fragen stellen konnten, gleich hier im Aufzug, nur Sekunden nach ihrer ersten Begegnung; eine, die diesem schönen Mann schmutzige Dinge sagte, weil sie wusste, dass er kaum ein Wort verstand und er das zustimmende Lächeln eines Angestellten aufsetzen würde, ohne zu wissen, was er bejahte. Ob er es gern im Arsch hatte? Sie wollte ihn lächeln sehen. Sie wusste nicht, was sie wollte. Sie wollte Dokumentarfilme drehen. Der Botschafter hätte wissen müssen, was sie sich wünschte, hätte sie nicht fragen sollen. Er hätte ihr einen Elefanten besorgen können, um über den Wilshire Boulevard zu reiten, hätte sie zum Fallschirmspringen einladen sollen, nach Angkor Wat, Macchu Picchu oder Kaschmir.

Sie war vierundzwanzig. Sie wollte Fakten, keine Träume. Wahre Gläubige, diese alpträumhaften Träumer, begrabschten den Leichnam von Ayatollah Khomeini, so wie sich einst andere wahre Gläubige in einem anderen Land, in Indien, dessen Namen sie trug, Stücke vom Leichnam des heiligen Franz Xaver abgebissen hatten. Ein Stück landete in Macao, ein anderes in Rom. Sie wollte Schatten, Chiaroscuro, Nuancen. Sie wollte hinter das Oberflächliche sehen, vorbei am Meniskus blendender Helligkeit, wollte das Hymen der Helligkeit durchstoßen und vordringen zur verborgenen, blutigen Wahrheit. Was nicht verborgen lag, was offen zutage trat, konnte nicht wahr sein. Sie wollte ihre Mutter. Sie wollte hören, wie ihr Vater von ihrer Mutter erzählte, wollte,



Salman Rushdie

Shalimar der Narr

Roman

Taschenbuch, Broschur, 544 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74338-4

btb

Erscheinungstermin: Februar 2012

Vor dem Haus seiner unehelichen Tochter wird Maximilian Ophuls, dem ehemaligen US-Botschafter in Indien, von seinem muslimischen Chauffeur die Kehle durchgeschnitten. Was aussieht wie ein politisch motiviertes Attentat, ist ein zutiefst persönliches Drama. Dies ist die Geschichte von Max, von seinem Mörder und seiner Tochter – und von einer Frau, die am Anfang von allem steht. Die Geschichte einer tiefen Liebe, die verheerend endet. Eine Geschichte, die bis nach Kaschmir führt. Ein verlorenes Paradies auf Erden mit Pfirsichhainen und Honigbienen, Bergen und Seen, grünäugigen Frauen und mörderischen Männern, wo Menschen enturzelt werden und Namen sich auf einmal ändern – nichts bleibt, wie es ist, und doch ist alles miteinander verbunden.



[Der Titel im Katalog](#)